

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.



Dienstag.

(1826. N^o 85.)

18. Juli.

Arkona auf Rügen *).

(Geschrieben nach der Uferpredigt, am 21ten des Herbstmonats 1823.)

Stolz erhob sich die Burg, sie lachte dem Wogenge-
belle,
Hinter dem mächtigen Wall' trockte der Priester
dem Kreuz.
Laut umrauschte den Fels der Brandung wildes
Getöse,
Zwischen dem kühnen Gestein baute der Adler
sein Nest;
Eheu doch fuhr er vom Horst', ihn weckte der Krieg,
er bedrohte
Swantwietz' graues Gesetz. Waldemar ladet
zum Kampf!
Absolon stürmet herauf, er schleudert die Blitze der
Kirche,
Und die Flamme verzehrt Götter und Men-
schen zugleich.
Saro bracht' es zu Buch', hier folgte die Feder dem
Schwerte,
Und die Chronika hat unter dem Panzer ge-
schwitzt.
Leset und lernet daraus der heiligen Kriege Be-
deutung,
Unbesiegbar allein seht ihr des Glaubens Pa-
nier.
Einsam schaut Arkona in's Meer, es zeigt der
Schiffer
Auf den verödeten Fels, furchtbar als Trüm-
mer ihm noch.
Gierig forderte hier der Götze die blutigen Opfer,
Nach dem Bruder streckt finster der Priester
die Hand.
Seht, noch rauchte der Stein, noch dampfte erschre-
kend die Schale,
Hätte das mildere Wort hier nicht den Frie-
den gepflanzt.

*) Der dänische König Waldemar verdankt Arkona's Einnahme dem glänzenden Eifer des frommen Bischofs Absolon. Saro Grammatikus wohnte der Vereinnung der alten rügenischen Beste bei. Umständlich spricht er davon in seiner Chronik.

Liebl'ich grünet es hier, es blühet anmuthig am
Ufer,
In das christliche Lied. mischt sich der Wogen
Gesang.
Rein sind Weise und Klang, es hallet vom Dome
des Himmels
Wieder der fromme Akkord, sanfter befruch-
tend das Herz.
Und im Thale lagert das Volk, es harret des Prie-
sters,
Statt der grausigen Morde, bringet er him-
mlischen Trost,
Still der Segen ertönt, es schweigen das Meer und
die Wellen,
Selber die wilde Natur regelt des Glaubens
Gewalt.
Karl Baldamus.

Die sonderbare Geliebte.

Es war ein heiterer Frühlingmorgen, die
Natur schien ihr Geburtsfest zu feiern. Ich lehnte
am Fenster, die bläulich grauen Wolken meines
glühenden Cigarro in die Lüfte blasend, und über-
legte so, unter den verschiedenen Figuren, die sich
nach und nach dem Rauche entwirrten, das Wohl
und Weh meiner bevorstehenden Reise.

Eben schlug die Thurmuhre der meinem Hause
zunächst liegenden Peterskirche fünf, als ich Wagen-
gerassel vernahm, der akkordirte Miethkutscher mit
seinem ziemlich wohl bestellten Gespanne um die Ecke
bog, und an dem Thore meines Hauses hielt.

Einen harten Kampf hatte ich zu bestehen: den
Abschied von meiner guten Mutter, von meinem
herzlichen Bruder, und — ich schäme mich nicht es
zu sagen — von meinen Kanarienvögeln.

Ich hatte die zierlich lieblichen Sänger, die
mir manche Grille des Lebens hinwegfangen, so lieb
gewonnen, daß es mich große Ueberwindung kostete,

sie zurück zu lassen — doch ich spielte den starken Geist, küßte noch einmal Mutter und Bruder, und sprang, meine gelb befiederten Lieblinge wiederholt der alten Margareth anempfehlend, herzlich über die Stiege und aus dem Thor in die bereits geöffnete Karosse, gerade in den Schooß eines alten Hebräers.

Wiewohl ich mein härtiges Gegenüber, wegen der unvorsichtigen Weise mich zu placiren, mehrermale auf das schönste um Vergebung bat, so war dieß doch nicht vermögend, dem bitterbösen Gesichte eine freundlichere Form zu geben; denn ich hatte den guten Israeliten, bei meinem Sprunge in den Wagen, so verb auf eines seiner Leichdorne getreten, daß er beständig nach den Schuhen griff, und mich kläglich versicherte, er werde nun die ganze Reise hindurch von seinem beleidigten Leichdorne nimmer Ruhe haben.

Erst als der Wagen eine halbe Stunde auf den Chausseen gerasselt war, verließ ich mit Geist und Herz das gute Mutterhaus, und besah mir meine übrige Reisegesellschaft.

Ich hatte da, außer dem schon erwähnten Sohne Abrahams sub No. 1, unter No. 2 einen ungarischen Edelmann, der keine Sylbe deutsch reden konnte, und No. 3 eine dienstlose Kammerjungfer, die einmal jung und schön gewesen seyn mochte.

Wie meine verehrten Leser und Leserinnen sehen, so war ich vortrefflich bestellt; der Jude zürnte mir seines beleidigten Leichdornes wegen mit dem beherzten alten Magyaren konnte ich wegen Unkenntniß der ungarischen Sprache, nicht reden, und das hochtrabende Kammerfräulein warf ihre viel sagenden Blicke so bedeutend von einem Mitgliede der Gesellschaft auf das andere, daß ich mich nicht entschließen konnte, eine Konversation mit ihr anzuknüpfen. Dabei aber war meine Nachbarin höchst komplaisant, denn ehe eine Stunde verging, wußte ich durch ihre geläufige Zunge ihren Namen, Stand, ihre Beschäftigung und tausend andere Dinge, nur ihr Alter, so viel mir erinnerlich ist, hatte sie verschwiegen. Mir schien sie die dreißig schon eine ziemliche Weile passirt zu haben; übrigens war mir das nicht unlieb, zumal ich weiß, wie gefährlich junge schöne Reisegesellschafterinnen für uns Männer sind.

Ohne wesentliche, oder vielmehr interessante Abenteuer sahen wie endlich die schöne Hauptstadt des nördlichen Deutschlands vor unsern Blicken, woselbst ich, obgleich nur ein schlechter Oesterreicher,

durch die gütige Verwendung meines Onkels eine Anstellung erhalten hatte.

Die Auberge, zur neuen Hebe, war der Port, welcher uns in corpore aufnahm, und von wo aus wir uns nach verschiedenen Richtungen zerstreuten. Der Jude war weg, ohne sich zu empfehlen; die plappernde Kammerjungfer hingegen hatte mich umarmt und versichert, recht gut in meiner Gesellschaft gereizt zu seyn; und mein alter Edelmann, mit dem ich die letzte Zeit im schlechten Latein mich recht gut zu unterhalten wußte, drückte mir bieder und herzlich die Hand, und gab mir zur Erinnerung eine Rolle echten Virginier, den ich in der Folge, seiner oftmals denkend, verschmauchte.

Nachdem ich am andern Morgen meine schwarzen Festkleider angethan hatte, eilte ich zu meinem Onkel, der mich mit offenen Armen empfing, und meinem Kanzleichef vorstellte. Ich war recht gut aufgenommen, obschon es mich bedünken wollte, als hätten einige Kanzellisten bei meinem Weggehen kichernd die Köpfe zusammengesteckt.

Es waren seit meinem Geschäftsantritte bereits 14 Tage verflossen, meine spaßhaften Herren Kollegen lachten nicht mehr, denn ich arbeitete sehr fleißig, und besaß die Liebe meines wahrhaft schätzenswerthen Hofrathes.

Nun traten gerade 6tägige Staubferien ein, die ich benützte, um meinen neuen Aufenthaltsort zu beschauen. Alles hatte ich gesehen, vom Schauspielhaus bis zur Marionettenbude, von der königlichen Bibliothek bis zur kleinsten Leihanstalt, und weil schon der letzte Ferientag eingetreten war, beschloß ich die Kaffeehäuser meiner Aufmerksamkeit zu würdigen, die ich freilich, nach dem guten Ton des 19ten Säculi, weit früher hätte beachten sollen.
(Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e n über Literatur unserer Tage.

(Von A. f.)

(Fortsetzung von No. 81.)

In der That, Deutschland wäre sehr herabgekommen, wenn es sich unter der Schulsucht solcher Leute beugen sollte, die tief unter der Höhe der Bildung und Wissenschaftlichkeit stehen, zu der die Zeit herangereift ist. Oder was soll man von Leuten denken, die sich in den ihnen von ihrem Meister Kant angewiesenen Grenzen der Vernunft höchst beglückt fühlen, und ihre leichte Arbeit — eben weil dieselbe schon in Kants Schriften gänzlich erschöpft ist — auf aber- und abermalige Grenzberich-

tigung der reinen Vernunft beschränken, und nichts von den riesenhaften Fortschritten wissen wollen, welche die Philosophie seit Kant, durch die großen Geister Fichte, Schelling und Hegel gemacht hat, welcher letztere dieselbe zum spekulativen Erkennen erhob, durch die Methode der Dialektik zur objektiven, demonstrieren Wissenschaft gemacht und dadurch auf ihren Kulminationspunkt gebracht hat, wo sich dieselbe nun immer mehr festsetzen, ausbreiten und alle Gebiete des Wissens durchdringen muß. Indem nun die Lichtreiner alle Fortschritte, die die neuere Zeit in der höchsten Wissenschaft, der Philosophie gemacht hat, mit größter Hartnäckigkeit verleugnen, mit willkürlicher Verstandes-Reflexion über alles, was ihnen unter die Hände kommt, über Staat, Kirche, Welt, Kunst räsonniren, und ihre abgedroschenen, trivialen, inhaltlosen Sätze für Orakelsprüche der Weisheit halten, sind eigentlich sie, nur sie die wahren Obskuranten, und statt über den Obskurantismus, der das deutsche Vaterland bedroht, sollte man über den Obskurantismus schreiben, der die Köpfe der Illuminaten wirklich schon längst eingenommen hat.

Ein herrliches Werklein hat mich in diesen Tagen entzückt und ich muß meine Freude mittheilen. Es führt den Titel: Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Erstes Bändchen. Nebst zwei Nachbildungen der Handschrift Jean Pauls, Breslau, bei Josef May u. Comp. 1826 *). Dieses Büchlein ist von Jean Paul selber geschrieben und kommt mir wie ein liebevoller Gruß vor, den er uns von den Sternen heruntersendet. Wie die Herausgeber in der Vorrede berichten, faßte Jean Paul schon vor dem Jahre 1806 den Entschluß seinen Lebenslauf zu schreiben, und zwar wollte er durch diesen die Lebensgeschichte des Apothekers Marggraf schreiben, um die Wahrheit seiner Geschichte, weil er ihr zu wenig Reiz zutraute, durch die Dichtung dieser zu heben. Wie zu allen seinen Schriften, machte er auch zu seiner Biographie jahrelang mit gewissenhaften und religiösen Ernst Vorbereitungen und Studien, die er unter verschiedenen Ueberschriften nach und nach zusammenbrachte und nebeneinander stellte, indem er sich selber in voraus Vorarbeiten ertheilte über die Art und Weise, wie er in Zukunft den gesammelten Reichthum von Materialien zu beherrschen, zu bewältigen und anzuwenden

*) XXIV und 154 S.

habe zur Erschaffung eines wohlgestalteten und sinnreichen Ganzen. Außerdem war ein eigenes Buch angelegt, in welches er Erinnerungen aus seinem Leben, Betrachtungen und Andeutungen über dasselbe und dessen Beschreibung einzeichnete, vom Beginn des Jahres 1806 an, bis zum 23. Februar 1824. So entstanden mehr als sechshundert mit energischer Kürze hingeworfene und in der Folge verbesserte und ergänzte Fragmente und Aphorismen. Nach und neben solchen Vorarbeiten und Studien, fing Jean Paul schon im Jahr 1818 an sein Leben zu beschreiben, und sich selbst darüber drei Vorlesungen zu halten, die dann im gegenwärtigen Heftlein mitgetheilt werden, und leider nicht mehr als die ersten dreizehn Jahre seines Lebens schildern. In einem zweiten Heftlein wollen nun die Herausgeber von den oben beschriebenen Fragmenten diejenigen bekannt machen, welche charakteristisch und das Innerste des Menschen und der Menschlichkeit aufschließend, von allgemeinem Interesse und die zur öffentlichen Mittheilung geeignet und bestimmt sind. In der Folge wollen sie von und aus dem Leben Jean Pauls, soviel als möglich mit seinen eigenen Worten, Nachricht ertheilen, nämlich mit Bruchstücken, die in seiner handschriftlichen Verlassenschaft, und mit Erzählungen und Andeutungen, die in seinen Briefen und Tagebüchern vorhanden sind. Und sie wollen dabei nur als kurze Zwischenredner auftreten, um das anzuführen, was etwa zum Verständniß des Autors nöthig seyn möchte. —

(Beischluß folgt.)

Sprüche aus Sadi dem Perser *).

1. Gäß auch keinen Adler auf der weiten Erden,
Nie wird doch der Mensch der Eule Schukherr
werden.
2. Wohl sterben der muntern Kasse viel,
Und ein hinkender Esel kommt gesund ans Ziel.
3. Die Heerde ist nicht wegen dem Hirt,
Aber der Hirt, daß er die Heerde führt.
4. Wer einmal will Perlen fischen gehn,
Darf sich nicht fürchten den Hai zu sehn.
5. Hätte Natur der Kasse Flügel gegeben,
Wäre schon längst kein Sperling am Leben.
6. Wenn auch der Kalk nicht schimmert, nicht glänzt,
So dient er doch, daß er die Mauer ergänzt.
7. Wohl Mancher wähnt einen Schak an dem Ort,
Und findet eine giftige Natter dort.
8. Darum sticht die Schlange des Schäfers Fuß,
Weil, daß er sie tödte, befürchten sie muß.
Manfred.

* Aus dem „Rosengarten“.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Berlin, 1. Juli 1826.

(Fortsetzung v. No. 84.)

Ja, mit schwerem Herzen, zur Donna Diana, an der leider das schöne Talent unserer sonst so meisterhaften Gastgeberin zu scheitern schien, wo nicht gar gescheitert ist. Es ist ein kühnes Vornehmen der Mad. N. in dieser Rolle, die von unserer Stuch in der höchsten Vollendung gegeben wird, deren Darstellung als das Prototyp dieser Rolle anerkannt ist, Beifall ernten zu wollen. Wären nicht Reiz u. Anmuth mit so vielen ausgezeichneten Künstlergaben in der Person der Mad. N. vereint, in dieser Rolle hätte sie die Krone ihres Künstlertalents verloren. Aber sie bewies ihr fleißiges gründliches Studium auch hierin und wurde applaudirt; so allgemein wirkten jugendliche Reize der Schönheit auf jegliches Gemüth und deshalb kann man sich auch den glühenden Enthusiasmus (oder vielmehr den brünstigen!) erklären, der der schönen Henriette Sonntag zu Theil wird; man kultig der Schönheit, nicht der Kunst. Der Anmuth und Grazie der Mad. N. hat der Baron von Lichtenstein das Heraus- und Herausbringen einer von ihm unter dem Titel: „Die arme Molly“ aus dem Französischen übersehen, höchst jämmerlichen Vaudeville mit dazu gewählten Musikstücken zu danken. Der Titel ist der Inhalt, und die Handlung so fade, daß es nur der Mad. N. gelingen konnte aus der Rolle ein Etwas zu machen. Sie und Herr K ü t h l i n g, dessen humoristisches Spiel das Ding zusammenhielt, müßten vom Hrn. Uebersetzer für ihre große Mühe gelohnt werden, denn das Publikum konnte es nicht. Mit *pre' ciosa* nahm für diesmal die Casspielerin Abschied von uns; am Schluß wurde sie mit einstimmigem Jubel hervorgehoben, sie danke bescheiden, und von allen Seiten her flogen nicht mehr kleine Sonettchen, nein, ganze halbe Bogen große Zeitschriften, geziert mit der Vignette eines im Fluge dahin eilenden Reisewagens, mit dem Titel: „Abschiedstöne an Amalia Neumann.“ Ein Herzblatt für alle Freunde der Kunst, der Schönheit und der Anmuth. Man erkennt gar leicht in den höchst witzigen Epigrammen, Grabschriften, Räthseln, Gedichten u. s. w. die das Blatt enthält, den Verfasser. Es ist der Redakteur der Schnellpost, M. G. Saphir. Ich schicke Ihnen diese Abschiedstöne mit, damit Sie manches Belustigende auch den Lesern der *Zeitschrift* mittheilen können. Madame N. scheint den wilden Satyr gezähmt zu haben, wenn auch nur für sich, denn er hat höchst sanftmüthig das scharfe Rezensenten-Gebiß in den Schoos ihrer bezaubernden Anmuth gelegt. Schon vorher, bei Gelegenheit einer ihr zu Ehren versammelten Gesellschaft, besang er sie in einem artigen Gedichtchen, wovon Sie hier einige Strophen finden:

Magelneue „Sagt er“,

zu Ehren der Herzigen Madame N. Neumann u. ausgebracht von an Desreicher, sogenannter Bösewicht, sonst guter Kerl.

Ja das Gesicht', sagt' er,
Es a Freud', sagt' er,
An roth's Fruchtl', sagt' er,
Ueberhreit, sagt' er,
Milch und Blut, sagt' er,
Schnee und Gluth, sagt' er,
Hart und mild, sagt' er,
Marienbild.

In den Grübchen, sagt' er,
O! o! o! sagt' er,
Sist das Bübchen, sagt' er,
Kupido, saag' er,
Und die Keuqerl, saag' er,
Bell Gemüth, saag' er,
Wie zwa Beigert, saag' er,
Aufgeblüht.

Es nit erlaubt, sagt' er,
Wie sie spielt, saag' er,
Daß man's glaubt, saag' er,
Und mt ihr fuhlt, saag' er,
Mt ihr want, saag' er,
Mt ihr lacht, saag' er,
Und gar nit ahnt, saag' er,
Wie si's macht.

Und nun jekt, saag' er,
Die hier am Tisch, saag' er,
Werthachst, saag' er,
Eisen reich, saag' er,
Versteht's chs Spas, saag' er,
Nimmt's das Glas, saag' er,
Und bringt im Saug, saag' er,
Die G'undheit aus.

Drum zulest, saag' er,
Nach Gebuhr, saag' er,
Schleibet jekt, saag' er,
Auch herfür, saag' er,
Der Satyr, saag' er,
D, ähnet ihr, saag' er,
Doch's Leben mir, saag' er,
M. G. Saphir.

Die Schuellpost florirt und brillirt immer mehr, und das ließ sich erwarten; sie bleibt eine tüchtige Zuchtruh für die hochmüthigen Schauspieler und blinden Enthusiasten.

Außer Mad. Neumann besuchte uns noch eine andere sehr schätzenswerthe Künstlerin, die Mad. Brede. Sie trat zuerst in der Riesenrolle der Sophia in den Chavansky, dann als Königin Elisabeth in Kenilworth, Baronin Ammer im Geständniß, Frau v. Silben im letzten Mittel mit sehr vielem Beifall auf. In jeder Darstellung zeigte sich ihre künstlerische Ausbildung in hoher Vollkommenheit und um so erfreulicher war uns ihre Erscheinung in diesen Rollen, da wir unsere treffliche Woll schon so lange entbehren. Mad. Brede gedenkt, wie ich vernommen, auch bei Ihnen und in Wien Gastrollen zu geben, und in voraus wünsche ich Ihnen Glück dazu!
(Beischluß folgt.)

Nachricht.

Joh. Schick, Unternehmer der Wiener *Modenzeitung*, macht unter dieser Ueberschrift, in No. 84 seines Blattes, folgendes bekannt:

„Da wider Paquille und verleumderische Angriffe nur der Schutz der Gesetze stattfinden kann: so wird hiemit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß die geeigneten Schritte bereits eingeleitet sind, um den Urheber der in No. 48 des berliner *Freimüthigen* enthaltenen, von Prag aus datirten Schmähschrift zu ermitteln, und sowohl dem Redakteur, als den verhehlischen Mitarbeitern (?) und Lesern (?) dieser Zeitschrift, in Beziehung auf die, in No. 63 und andern Blättern der *Zeitschrift* befindlichen, verleumderischen (?) Ausfälle und Untreue (?) der E. Stieckly und Samuel Rosenthal die gesetzliche Genugthuung zu verschaffen.“

Wir werden den erwähnten Schick, wegen seiner ungesunden und unsittlichen Aeußerung, als hätten wir uns um die *Modenzeitung* gegen den Redakteur, die Mitarbeiter und Leser der *Modenzeitung* erlaubt, bei seinen Gerichten belangen und unsern geehrten Lesern seiner Zeit den Erfolg dieser Sache mittheilen.

Redaktion der *Zeitschrift*.